

Ohne darüber nachgedacht zu haben, ist Deutschland zu einem Einwandererland geworden. Mit den Menschen kam auch eine neue Religion: der Islam. In seinem neuen Buch erzählt der Schriftsteller und Orientalist Navid Kermani von seinem Leben als Kind iranischer Eltern in Deutschland und berichtet von seinen Erfahrungen als Mitglied der Deutschen Islam-Konferenz. Wer dieses kluge und meisterhaft erzählte Buch gelesen hat, weiß: Es geht nicht darum, die multikulturelle Gesellschaft zu verabschieden. Es geht darum, sie endlich zu gestalten.

Navid Kermani, geboren 1967, lebt als freier Schriftsteller in Köln. Er ist habilitierter Orientalist und Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung. Für seine Romane, Reportagen und wissenschaftlichen Werke wurde er vielfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem Hannah-Arendt-Preis für politisches Denken (2011), dem Heinrich-von-Kleist-Preis (2012) sowie dem Joseph-Breitbach-Preis (2014). Bei C.H.Beck erschienen von ihm zuletzt «Ungläubiges Staunen. Über das Christentum» (2015), der Reportageband «Ausnahmestand» (Paperback 2015) sowie «Zwischen Koran und Kafka» (3. Auflage 2015).

NAVID KERMANI

WER IST WIR?

Deutschland und seine Muslime

Mit der Kölner Rede zum
Anschlag auf *Charlie Hebdo*

C.H.Beck

Dieses Buch erschien zuerst 2009 in gebundener Form
im Verlag C.H.Beck.

2., durchgesehene Auflage. 2010

3. Auflage. 2011

Für die Neuausgabe in C.H.Beck Paperback wurde
das Buch um Navid Kermanis Kölner Rede vom
14. Januar 2015 erweitert.

1. Auflage in C.H.Beck Paperback 2015

2. Auflage in C.H.Beck Paperback 2015

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2009

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Umschlaggestaltung: roland angst, Berlin + stefan vogt, München

Umschlagbild: © Isolde Ohlbaum

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 68586 6

www.beck.de

www.navidkermani.de

*Zum Gedenken an Professor Abdoldjavad Falaturi
(1926–1996)*

gleich prägender als fundamentalistische Haltungen; und seit jeher war sie das wirksamste Mittel gegen den Kleingeist und die Buchstabentreue der Orthodoxie. Die Mystik als der verinnerlichte Islam könnte sich als eines der Felder erweisen, auf dem Frömmigkeit und Aufklärung, Individuation und Gottergebenheit zusammenfinden, auch in der Kunst. «Ich bin Muslim», sagt der 1980 gestorbene, heute in Iran fast kultisch verehrte mystische Dichter Sohrab Sepehri in seiner poetischen Autobiographie:

Mein Mekka ist eine rote Rose,
Mein Gebetstuch eine Quelle, mein Gebetsstein Licht.
Die Steppe mein Gebetsteppich.

Fragen nach der Vereinbarkeit oder Unvereinbarkeit des Islams mit der Demokratie oder den Menschenrechten sind deshalb so müßig, weil es erstens *den* Islam nicht gibt und er sie zweitens, selbst wenn es ihn gäbe, nicht beantwortete. Allenfalls ließe sich mit Blick auf die Historie sagen, daß Demokratie oder Menschenrechte Möglichkeiten des Islams sind. Daß der Islam in einen säkularen Staat integrierbar ist, wäre daher mit Hinweis auf die Beispiele einer solchen Integration prinzipiell zu bejahen. Zu fragen aber bliebe, ob die Muslime sich in Deutschland integrieren werden. Die Antwort muß nicht die gleiche sein.

Lob der Differenz

Als Kind war mir immer klar, daß ich Ausländer bin, mochte ich deutsch sprechen, wie ich wollte. Diskriminiert wurde ich deswegen so gut wie nie, auch nicht später auf dem Gymnasium. Dort hatte ich immer wieder mal mit Leuten zu tun, die auf die vielen Ausländer schimpften. Es gab da zum Beispiel einen Jungen, der mit sechzehn oder siebzehn bei uns als Nazi verschrien war. Heute arbeitet er als Bankkaufmann in der Stadt. Obwohl mir seine politischen Ansichten mehr als suspekt waren, fand ich ihn ziemlich nett, muß ich gestehen. Ich hatte eine scherzhafte, ironische Art des Umgangs mit ihm, die er in Ordnung fand, und zog ihn immer ein bißchen mit seinen rechten Sprüchen auf, auch weil ich sie nie ganz ernst nahm. Aber eine Antwort hat sich mir doch eingeprägt, zumal ich sie seitdem von anderen Deutschen, bei anderen Gelegenheiten immer wieder gehört habe. Wenn ich ihn nämlich darauf ansprach, daß ich doch selbst ein Ausländer sei, ob ich denn auch nach Hause gehen solle, sagte er etwas wie: Quatsch, dich meine ich doch gar nicht damit, du bist doch nicht sooo ein Ausländer. Das habe ich sehr häufig gehört, und ich weiß, daß ich dann immer sehr gereizt geantwortet habe. Ich wollte nicht als guter Ausländer durchgehen.

Den Beginn dieses Prozesses, Ausländer zu werden, mir bewußt zu sein über mein Anderssein, kann ich heute ziemlich genau benennen. Es war das erste Mal, daß meine Zugehörigkeit zu jener anderen Welt mein Verhalten in der deutschen Welt entscheidend beeinflußt hat. Wenn ich die folgende Anekdote erzähle, muß ich vorausschicken, daß ich mich als Kind keineswegs durch eine hervorstechende Ethik von anderen unterschied. Sie handelt von keiner frühen Heldentat, sondern von einer unausweichlichen Solidarität, von der mir erst später klar wurde, woher sie rührte.

Im Verlauf des erstens oder am Anfang des zweiten Schuljahres stellte uns die Klassenlehrerin, Frau Klein, einen neuen Klassenkameraden vor. Michael hieß er und war das schwarze Kind deutscher Adoptiveltern. Es dauerte nicht lange, bis über ihn gefrotzelt, bis er über den Schulhof getrieben und verprügelt wurde. Unglücklicherweise war er auch kein besonders guter Schüler, was ihm zusätzlich Spott eintrug. Ich war als Kind oft genug grausam und ungerecht, aber in diesem speziellen Fall war es mir unmöglich, mich an den Hänseleien zu beteiligen. Frau Klein muß das geahnt haben, weil sie Michael gleich einen Platz neben mir in der letzten Reihe zugewiesen hatte. Ihre Strategie ging einigermaßen auf, obwohl es kaum in ihrem Sinne gewesen sein dürfte, daß ich ihm bei Klassenarbeiten mein Heft hinüberreichte, nachdem ich zu Ende geschrieben hatte. Bis heute rätele ich, ob Frau Klein bemerkte, warum Michael und ich in manchen Fächern die gleichen Noten erzielten, obwohl er im Unterricht schon aus Unsicherheit kaum etwas zustande

brachte. Leider gab es nicht in allen Fächern Klassenarbeiten, bei denen die Entwicklungshilfe funktionierte, beim Diktat etwa war kaum etwas zu machen. Vielleicht half ich ihm auch nur in Mathematik.

Ich vermag nicht zu sagen, bis zu welchem Grad es mir bewußt war, aber etwas Unsichtbares verband uns. Beide gehörten wir einer anderen Welt an als die Klassenkameraden, nur trat ich aufgrund meiner Hautfarbe inkognito auf oder jedenfalls so, daß niemand meine Fremdheit zum Gegenstand machte. Seine Fremdheit hingegen war offensichtlich, zumal er Deutsch mit einem leichten Akzent sprach. Aber eigentlich hätte es auch mich treffen können. Ich kann mich erinnern, gewisse Überlegungen in dieser Richtung angestellt zu haben. Der Gedanke, daß mir Michael zum *coming out* als Ausländer verhalf, ist zwar zu verführerisch, um ganz zu stimmen, aber als ich nur wenig älter war, vom zehnten oder elften Lebensjahr an, begann ich mit meinem Fremdsein regelrecht zu kokettieren. Für Michael jedoch war meine Solidarität nicht entschlossen genug gewesen, denn am Ende des Schuljahres nahmen ihn die Eltern von der Schule.

Zum Problem wurde mein Fremdsein erst dann, wenn es von anderen zum Problem gemacht wurde. Michael war eine Episode, aber als ich fünfzehn oder sechzehn war, also Anfang und Mitte der achtziger Jahre, kam das Thema Ausländerhaß auf. Zwar war ich selbst so gut wie nie persönlich betroffen, weil außer dem erwähnten Klassenkameraden in unserer Schule niemand rassistische Sprüche klopfte, doch blieb mir nicht verborgen, daß manche Deutsche etwas

gegen Ausländer hatten – also auch gegen mich. Selbst wenn man nicht persönlich betroffen zu sein scheint, fühlt man sich niemals stärker der eigenen Gruppe zugehörig, als wenn sie angefeindet wird. Allein, viel nachgedacht habe ich darüber nicht. Weder fühlte ich mich ausgegrenzt, noch mußte ich mich ständig definieren. Erst seit einigen Jahren werde ich dauernd gefragt, als was ich mich empfinde – als Deutscher oder Iraner, als Europäer oder als Muslim. Irgendwann beginnt man tatsächlich, darüber nachzudenken. Dabei möchte ich mich in keine Identität pressen lassen, selbst wenn es meine eigene wäre.

Als vor einigen Jahren das Thema der kulturellen Identität in Deutschland im Zusammenhang mit der doppelten Staatsbürgerschaft diskutiert wurde, merkte ich, was für eine unselige und unrealistische Vorstellung von Purität durch die Köpfe vieler Politiker geistert. Wenn ich sie hörte, hatte ich immer das Gefühl, daß sie überhaupt nicht wissen, wovon sie reden, diese Politiker und Kommentatoren und auch die Bürger, die interviewt wurden, den Zeitungen Leserbriefe schickten oder in den Fußgängerzonen die Protesterklärung der hessischen CDU unterschrieben («gegen die Ausländer», wie sie anschließend vor den Fernsehkameras sagten, ich erinnere mich genau). Das Argument, daß ein Mensch mit zwei Pässen einen Identitätskonflikt hat, muß jedem abstrakt, wenn nicht absurd erscheinen, der tatsächlich mit zwei oder noch mehr Kulturen aufgewachsen ist. Nicht immer läßt sich die Frage beantworten, ob man zu jenen oder zu diesen gehört – vielleicht gehört man zu beiden. In einen

inneren Konflikt geriete ich nicht, wenn ich mich zwischen zwei Identitäten bewegte (als ob es sich dabei um Stühle handelte, auf die man sich zu setzen hat), sondern wenn ich mich auf eine Identität festzulegen hätte. Die Wirklichkeit eines Lebens, eines jeden Lebens, ist so viel komplizierter, diffiziler, als daß sie sich auf so einen abstrakten Begriff wie den der Identität reduzieren ließe – und man sich auch noch für die eine und damit gegen seine andere Identität entscheiden soll. Das ist ein moderner Anspruch, der erst möglich wurde, weil Europa in zwei Weltkriegen die eigentlich selbstverständliche Vermischung kultureller Bezüge zu vernichten versucht hat, weil jüdisches Leben in Berlin und deutsches Leben in Czernowitz ausgelöscht wurde, weil die Türken aus Saloniki und die Griechen aus Izmir vertrieben wurden, um nur vier von Hunder-ten von Beispielen für den Identitätswahn anzuführen, der Europa schon so oft in eine Hölle verwandelt hat. Ein Mensch ist kein Reißbrett, und es ist fatal, daß das neue Staatsangehörigkeitsrecht allen deutsch-ausländischen Kindern in Deutschland zunächst zwei Pässe zubilligt, sie aber zwingt, sich später, mit achtzehn Jahren nämlich, auf eine Nationalität festzulegen. Wenn es einen Identitätskonflikt gibt, dann wird er exakt durch einen solchen Zwang erzeugt. Pässe sind keine Ikonen, sondern Papiere. Ich war selten so stolz auf Deutschland wie am Tag meiner Einbürgerung als Doppelbürger, die sich ohne jedes Zeremoniell, mit einfachem, herzlichem Händedruck in der Meldehalle des Einwohnermeldeamts Köln-Mitte vollzog. Das war so unaufgeregt wie das Wort Verfassungspatriotismus und so verblüffend nüchtern, wie ich das sehe.

Meine Heimat ist nicht Deutschland. Sie ist mehr als Deutschland: Meine Heimat ist Köln geworden. Meine Heimat ist das gesprochene Persisch und das geschriebene Deutsch: Wenn ich im Ausland bin, fühle ich mich sofort unter Landsleuten, wenn ich Persisch höre – nicht wenn ich Deutsch höre. Aber das erste, was ich tue, ist zu schauen, wo es eine deutsche Zeitung gibt. Ich vermeide, soweit es geht, jede fremdsprachige Lektüre, weil ich für mein Leben gern gutes Deutsch lese. Etwas auf Englisch oder Persisch zu lesen, ist mir niemals Vergnügen, auch wenn ich es verstehe. Schreiben gar will ich nur auf Deutsch, in dieser Hinsicht bin ich ein regelrechter Nationalist. Als Wissenschaftler werde ich immer wieder angehalten, auf Englisch zu veröffentlichen. Ich kenne keinen Wissenschaftler, der so halsstarrig wie ich darauf beharrt, Deutsch zu schreiben. Die geschriebene deutsche Sprache ist meine Heimat; nur sie atme ich, nur in ihr kann ich sagen, was ich zu sagen habe. Aber nur die geschriebene Sprache. Mit meinen Kindern sprach ich vom ersten Augenblick an, ohne darüber nachgedacht zu haben, persisch. Mit der gesprochenen deutschen Sprache verbinde ich nicht Gefühle der Vertrautheit, Wärme, Geborgenheit, ich spreche Deutsch auch viel zu schnell. Ich fühle mich nicht wohl darin. Wenn ich dagegen Persisch höre, fühle ich mich zuhause. Zwar beherrsche ich es weiß Gott nicht perfekt – aber es ist nun einmal meine Muttersprache.

In der Poesie ist es wieder ganz anders. Wenn ich ein Gedicht auf spanisch höre, dann ist es mir intuitiv näher, als wenn ich ein deutsches oder persisches Gedicht höre – und

das, obwohl ich kaum Spanisch spreche. Und dennoch ist für mich eine Ausgabe von Neruda, Borges oder Octavio Paz wertlos, wenn sie nicht zweisprachig ist – ich muß den spanischen Klang hören. Das hat gewiß damit zu tun, daß die ersten Gedichte, die ich mit Begeisterung vortrug, von Pablo Neruda waren. Als verliebter junger Mann trug ich stets zweisprachige Ausgaben bei mir und las sie immer wieder, erst das Deutsche, dann das Spanische. Ich lese immer noch am liebsten spanische Gedichte vor, was sich für einen Spanier ziemlich komisch anhören muß, weil ich praktisch kein Spanisch spreche. Meine Heimat ist nicht nur Deutschland oder Iran, sondern auch die Poesie von Pablo Neruda, die mich in die Liebe begleitet hat.

Es gibt in Deutschland Orte, an denen fühle ich mich so fremd wie jemand aus dem Urwald – deutsche Eckkneipen zum Beispiel. Oder typisch deutsches Essen – ein Eisbein, ein Sauerbraten, ein Leberkäs, das ist für mich Exotik pur. Manches davon schmeckt mir, aber es schmeckt mir als etwas Fremdes und Exotisches, so wie jemand bestimmte Speisen der balinesischen Küche mag. Und dann gibt es die deutsche Literatur, mit der ich großgeworden bin, die ich in mich aufgesogen habe, die meine Literatur ist (nicht etwa die persische, die ich erst im Studium wirklich kennenlernte). Sehe ich in einem Buchladen meine Bücher im Regal mit der nahöstlichen Literatur, gehe ich gegen alle Gewohnheit und trotz meiner Schüchternheit zum Buchhändler, stelle mich vor und bitte ihn, meine Werke zur deutschen Literatur zu stellen. Verständlicherweise ist mir auch das Label Migran-

tenliteratur zuwider. Meine Literatur ist deutsch, Punkt, aus, basta – so deutsch wie Kafka, wie ich dann zugegeben etwas hochtrabend gern sage. Wenn ich wieder einmal eingeladen werde, um auf einem Podium zu einem so bedeutenden Thema wie der Bereicherung der deutschen Literatur durch Autoren mit Migrationshintergrund zu sprechen (Variationen sind Mehrsprachigkeit & Literatur, Exil & Literatur oder ähnliches), antworte ich inzwischen: Dankeschön, leider keine Zeit, aber melden Sie sich wieder, wenn Sie ein Podium zu Goethe haben oder zu Hölderlin. Ja, Hölderlin ist Heimat, eindeutig – oder der 1. FC Köln, ebenfalls Heimat, seit ich vier Jahre alt bin, ein Verein übrigens, in dessen inoffizieller Hymne es heißt: Wir sind multikulturell. Ich fühle mich wunderbar, wenn 50 000 Deutsche vor jedem Fußballspiel singen: Wir sind multikulturell. Dann werde ich gewissermaßen auch zum Deutschen. Wenn das «Wir» aus vielen Kulturen besteht, kann ich sagen: «da simmer dabei, dat is prima: Viva Colonia». Ja, Heimat ist für mich das Müngersdorfer Stadion – übrigens nicht der deutsche Fußball insgesamt; ich habe bei den Fußballweltmeisterschaften nie mit den Deutschen gelitten, allenfalls mit den Kölner Spielern in der Nationalelf, zum Beispiel Wolfgang Overath bei der WM 74 oder Dieter Müller und Heinz Flohe bei der Europameisterschaft 1976, zuletzt Thomas Häbeler, Bodo Illgner und natürlich Poldi, der niemals ein Bayer wird! Aber die drei Male, als Iran sich für die WM qualifiziert hatte, kannte ich den Namen jedes einzelnen Spielers. Die Frage, zu wem ich hielt, stellte sich gar nicht. Ich hätte diesen deutschen Politikern

gern erzählt, was ein echter Identitätskonflikt für mich wäre: nicht zwei Ausweispapiere zu haben, sondern wenn der 1. FC Köln gegen die iranische Nationalmannschaft spielte. Das immerhin dürfte mir erspart bleiben. Irans Fußballer haben bei der letzten Weltmeisterschaft grauenhaft gespielt, und Köln pendelt seit Jahren zwischen der ersten und zweiten Liga, womit ich bei einer weiteren, einer entscheidenden Identität bin: meinem Schiitentum. Niemand leidet so hingebungsvoll wie wir.

Im Ernst: Nicht ganz dazuzugehören, sich wenigstens einige Züge von Fremdheit zu bewahren, ist ein Zustand, den ich nicht aufgeben möchte. Selbst in Köln, wo ich gern lebe, bin ich selten so lokalpatriotisch, wie ich auf Reisen tue. Dort fühle ich mich wohl damit, ein Zugezogener zu sein, und sei es ein Westfale. Fremdsein ist keine Krankheit. Bei den Politikern und Publizisten, auch denen, die sich glaubwürdig und engagiert für die Migranten einsetzen, nehme ich immer wieder wahr, daß sie eine andere Vorstellung von Integration haben als ich. Ihre Offenheit besteht darin, zu sagen, daß wir werden dürfen wie sie. Ein Abgeordneter des Bundestags, der es wirklich gut meint, sagte mir einmal geradezu enthusiastisch: Irgendwann werden diese Türken alle richtige Deutsche sein! Vielleicht wollen sie das gar nicht. Vielleicht wäre es sogar ein Verlust, wenn sie Deutsche würden, wie es sich der Abgeordnete vorstellt. Vielleicht wollen sie, nicht anders als vor ihnen die meisten Juden, mit allen Rechten und allen Pflichten zu diesem Gemeinwesen gehören, ohne ihre Eigenheiten und Andersartigkeiten aufzugeben. Verlieren würde

Deutschland jedenfalls nicht, wenn es sich wieder an Doppelsprachigkeiten und Mehrfachidentitäten gewöhnte.

Anders als die Vereinigten Staaten von Amerika haben sich die meisten europäischen Nationalstaaten auf der Grundlage von Homogenisierungen entwickelt; historisch liegt ihnen das Ideal einer Einheit von Blut, Kultur, Sprache und Religion zugrunde. Dieser Drang zur Vereinheitlichung war kaum irgendwo stärker als in Deutschland, eben weil sich die Nation erst spät herausgebildet hat und das Deutsche niemals ein so natürlicher oder unumstrittener Bezugspunkt war wie England für die Engländer oder Frankreich für die Franzosen. Diese hatten als Kolonialmächte zudem längst den eigenen Nationalbegriff erweitert, etwa in der Definition dessen, was ein Staatsbürger ist. Das deutsche Staatsbürgerschaftsrecht hingegen war bis zu seiner Reform durch die rot-grüne Koalition im Jahr 2000 in wesentlichen Teilen noch identisch mit dem Gesetz von 1914, das allein auf dem Abstammungsprinzip beruhte. Noch immer ist der Enkel von Rußlanddeutschen, der nie in Deutschland gelebt hat und kein Wort Deutsch spricht, deutscher als der Enkel türkischer Einwanderer, der keine andere Sprache spricht als Deutsch. Es dürfte kein anderes Land auf der Welt geben, das das eigene Ausweisdokument so sehr zum Fetisch macht. Die Hysterie, mit der manche Politiker bis heute auf die Möglichkeit der doppelten Staatsbürgerschaft reagieren, ist außerhalb Deutschlands kaum nachvollziehbar. Die ethnische Zugehörigkeit hat hier ein sehr viel größeres Gewicht als in anderen Nationalstaaten. Die Deutschen sind allen Be-

hauptungen einer Leitkultur zum Trotz keine Wertegemeinschaft. Als geborener Deutscher wird man sich immer einer deutschen Leitkultur zugehörig fühlen, selbst wenn man seiner Gesinnung nach als Verfassungsfeind gelten müßte. Migranten hingegen, die sich als Verfassungspatrioten bezeichnen, werden durch den Begriff der Leitkultur immer daran erinnert, daß sie sich nach etwas anderem, ihnen nicht Zugehörigem richten müssen, das sie leitet. Damit ist sofort ein hierarchisches Verhältnis gegeben, denn anders als bei dem genaueren Begriff des Grundgesetzes, vor dem alle gleich sind, gehört der ethnische Deutsche ungeachtet seiner eigenen Ansichten und Werte zu dem Volk, das leitet.

Genau deswegen ist das europäische Projekt so wichtig, gerade auch für die Muslime, wichtig für das europäische Verhältnis zum Islam. Ohnehin ist fast alles, was Politiker vorbringen, die eine Leitkultur einfordern, bei genauerer Betrachtung europäisch und gerade nicht spezifisch deutsch – zum Glück. Wenn ein politisches Gebilde religiösen und ethnischen Minderheiten eine gleichberechtigte Teilhabe in Aussicht stellt, dann ein vereinigt Europa. Anders als der Nationalstaat bezeichnet Europa einen Wertekanon, zu dem man sich, unabhängig von seiner Nation, Rasse, Religion oder Kultur, bekennt oder eben nicht bekennt. Das hebt Unterschiede nicht auf, im Gegenteil. Europa ist gerade kein erweiterter Nationalstaat, sondern ein Modus, Unterschiede politisch zu entschärfen, um sie zu bewahren. Wer zum europäischen «Wir» gehört, entscheidet nicht der Geburtsort der Großeltern, sondern die Vorstellung von der Gegenwart. Ein

Deutscher kann die europäischen Werte ablehnen, ein Türke kann sie verinnerlicht haben – und umgekehrt. Ihre Herkunft hingegen können sie nicht ablegen.

Auf der expliziten Glaubensneutralität des europäischen Projekts zu beharren, wie es sich aus der Aufklärung und der Französischen Revolution herleitet, bedeutet nicht, den christlichen Ursprung vieler europäischer Werte zu leugnen. Aber es sind Werte, die säkularisiert, also im Laufe der Zeit innerweltlich begründet worden sind. Gerade weil die europäischen Werte säkular sind, sind sie an keine bestimmte Herkunft oder Religion gebunden, sondern lassen sich prinzipiell übertragen. Die radikale Offenheit ist ein Wesensmerkmal des europäischen Projektes und sein eigentliches Erfolgsgeheimnis. Wer heute als Historiker die Muslime wegen ihres Glaubens zu «Uneuropäern» erklärt, verkennet nicht nur die europäische Geschichte, die mit dem Osmanischen Reich einen zentralen Akteur hatte und zu immerhin zwei muslimischen Ländern auf europäischem Boden geführt hat. Er macht aus Europa eine Religion, beinahe eine Rasse, und stellt damit das Vorhaben der Aufklärung auf den Kopf.

Der europäischen Idee im emphatischen Sinne, der Idee einer säkularen, transnationalen, multireligiösen und multiethnischen Willensgemeinschaft, ist die Universalität wesenseigen. Sie läßt sich nicht relativieren und kennt keine festgefügt geographischen Grenzen. Sie kann nicht einfach in Gibraltar oder in Irland, an den Grenzen Polens oder Bulgariens aufhören. Nicht umsonst tut es Immanuel Kant nicht unter dem ewigen Frieden, einer Weltföderation republikanisch

verfaßter Länder. Natürlich ist das eine Utopie, und keiner wußte das besser als Kant, dieser nüchternste unter allen europäischen Philosophen. Aber in dem Augenblick, in dem Europa aufhört, diese Utopie vor Augen zu haben, sich auf diese Utopie hinzubewegen, hört es als Idee auf zu existieren. Die bestehenden europäischen Institutionen sind nicht transparent genug und politisch nicht ausreichend legitimiert? Richtig! Also gilt es, für ihre Demokratisierung und verfassungsrechtliche Verankerung zu kämpfen – aber nicht für ihre Schwächung. Die Türkei erfüllt nicht die Kopenhagener Kriterien, die zu Recht als Bedingung für eine Aufnahme in die Europäische Union gestellt worden sind? Auch richtig! Also sollte man alles dafür tun, daß die Türkei sich im Sinne dieser Kriterien entwickelt – und stolz sein, wenn die Türkei eines Tages europäisch geworden ist.

Die Perspektive, zu Europa zu gehören, war für die Gesellschaften im Süden und Osten des Kontinents ein wesentlicher Antrieb, die Diktaturen abzuschütteln und radikale Reformen durchzusetzen. Gewiß hat die daraus resultierende Erweiterung auf inzwischen 27 Mitgliedsstaaten die Europäische Union jedesmal neu überfordert. Nur stelle man sich die Alternative vor, wenn die Europäer es sich in ihren Grenzen bequem gemacht hätten. Man stelle sich vor, die EU würde den Betrieb als Reformmotor nicht nur drosseln (was wegen Überhitzung gelegentlich sinnvoll sein mag), sondern ein für allemal einstellen: Die Entwicklung, die daraufhin in Osteuropa oder in der Türkei einträte, wäre für die alten Europäer erst recht nicht bequem. Sie wäre dramatisch.

Meine Eltern sind vor über fünfzig Jahren zum Studium von Iran nach Deutschland gekommen. Sie sind bestens integriert, bemühen sich um Toleranz und Verständigung, engagieren sich sozial, sprechen gut Deutsch – fromme Muslime nach dem europäischen Bilde. Sie sind froh, in Deutschland zu leben. Sie sind dankbar dafür. Aber auch nach fünfzig Jahren würden sie nicht von sich sagen, sie seien Deutsche. Ich glaube nicht, daß das nur an meinen Eltern liegt. Es liegt vielleicht auch an Deutschland. Ich selbst sage von mir selten, Deutscher zu sein. Ich bin hier geboren, ich habe seit einigen Jahren neben dem iranischen auch den deutschen Paß, die Sprache, in der ich lebe und von der ich lebe, ist Deutsch. Und dennoch geht mir der Satz, Deutscher zu sein, nicht oft über die Lippen. Allenfalls sage ich's im Doppel, beinahe entschuldigend: Deutsch-Iraner. Mein Cousin, der seit acht Jahren in den Vereinigten Staaten lebt, sagt jetzt schon, er sei Amerikaner. Man wird nicht Deutscher. Als Migrant bleibt man Iraner, Türke, Araber noch in der zweiten, dritten Generation. Aber: Man kann Europäer werden. Man kann sich zu Europa bekennen, weil es eine Willensgemeinschaft ist und nicht der Name einer Religion oder einer Ethnie.

Die letzten Präsidentschaftswahlen in den Vereinigten Staaten haben der Welt vor Augen geführt, wie gemeinsame Werte die Grenzen von Rasse, Herkunft, Religion und Kultur transzendieren können. Es war nicht nur der Wahlsieg eines Bewerbers, der in mehr als einer Hinsicht einer Minderheit angehört, ein dunkelhäutiger Einwanderersohn mit

dem Zwischennamen Hussein. Es war die Leidenschaft, mit der sich dieser Bewerber mit seinem Land identifiziert und es eben in seinem Anderssein zugleich verkörpert, die alle Welt verblüffte. Er hat nicht trotz, sondern wegen der amerikanischen Verhältnisse gewonnen. In den Vereinigten Staaten war Obamas Kandidatur «unwahrscheinlich», wie er es selbst in seiner Siegesrede am Abend des 4. November nannte. In jedem anderen Land wäre sie unmöglich. Europa mit seinem Homogenisierungswahn, von dem es sich auch sechzig Jahre nach seinen großen Kollektivierungskriegen nur mühsam befreit, wird noch lange Zeit benötigen, um solche Lebensläufe hervorzubringen. Aber vielleicht lernt es seit dem 4. November 2008 etwas schneller: Identifizierung gelingt dort, wo sie nicht auf Identität hinausläuft.